

Gertrud Leutenegger, „Panischer Frühling“

Suhrkamp, 2014

Grosse Vorfreude: „Panischer Frühling“ steht auf der Shortlist für den Schweizer Buchpreis 2014, und schon lange wollte ich ein Buch der „Stillen im Lande“ und fast Jahrgängerin lesen. Der Einstieg glückt, die Ausnahmesituation unter dem isländischen Vulkan, der den Flugverkehr in halb Europa lahm legt und den Himmel über London in plötzliche Stille taucht, fasziniert mich, ebenso die Spaziergänge der namenlosen Ich-Frau durch ein London, das mir von früher her vertraut ist und denen ich gerne folge. Anfänglich. Schleichend setzt Ernüchterung ein, Enttäuschung, Ratlosigkeit. Ich werde nicht warm mit der Unbekannten, die sich mir bis zur letzten Seite entzieht und mich deshalb zu langweilen beginnt. Nicht warm mit ihrem Zeitungsverkäufer, der immerhin gelegentlich einen Namen bekommt.

Das Alltagsleben quirlt zwar um die alternde Unbekannte und den Jungen mit dem Feuermal im Gesicht, es wuselt lebendig im East End, wo das Ich wohnt. Hier streiten Familien lautstark, da wird bengalisch geheiratet, reissen Kutschenpferde aus und werden wieder eingefangen, in den Kneipen wird die Aschewolke des Vulkans verfolgt und kommentiert, da flammen Auseinandersetzungen zwischen alteingesessenen Bewohnern und Pakistanis auf. Die Frau beobachtet solche – fragmentiert bleibenden – äusseren Ereignisse, sie beschreibt ihre Eindrücke aus Parks und Londoner Kirchen. Ihr eigenes Leben und Innenleben, ihr Hier und Jetzt bleiben vage. Bis zuletzt erfahren wir nicht, weshalb sie in London lebt oder welcher beruflichen Beschäftigung sie nachgeht; fast unbemerkt schleicht eine Tochter durch ihre Gedanken, die im fernen Amazonien weilt, aber das wars auch schon. Ihrer Zufalls?bekanntschaft auf der London Bridge teilt sie ausschliesslich ihre Erinnerungen mit, wie als kleines Mädchen die Sommerferien im Sommerhaus des Onkels und zweier Tanten verbrachte. Das sind zwar rührende, idyllische, groteske, versteckt erotische, geisterhafte, beim Begräbnis des jungen Bauern unter die Haut gehende und durchwegs äusserst gekonnt erzählte Szenen – aber sie vermitteln kaum etwas von ihrer gegenwärtigen Befindlichkeit. Wozu diese ausschliessliche Vergangenheitsschau? Flucht aus der unerträglichen Gegenwart in eine verklärte Vergangenheit? Erinnerungen als einzige Realität, die zählt? Schutz davor, sich einem anderen Menschen zu stark zu öffnen?

Die Erinnerungsgänge der Frau werden befeuert durch diejenigen des Zeitungsverkäufers Jonathan, so scheint flüchtiges Glück, Vertrauen, etwas wie Nähe zu entstehen. Auf der London Bridge erzählen die beiden einander Kindheitsepisoden, die Frau jene aus dem Waldzimmer im onkelschen Sommerhaus, der Junge die seinen aus Penzance in Cornwall. Jonathans Erinnerungen kreisen um Erzählungen seiner Grossmutter von evakuierten Kriegskindern, um das harte Leben der Fischer, um den Tod des Vaters und seine eigene Ausgrenzung wegen des entstellten Gesichts, sie bieten kaum Idyllisches. Dabei bleibt es zwischen und von den beiden, die Gegenwart, das Innenleben, Hoffnungen, Pläne, Träume, Projekte, Beziehungen bleiben weitestgehend ausgespart. Wie wenn nur die Erinnerung Substanz hätte und die eigene Verletzlichkeit keine konkretere Annäherung zuliesse – aber warum? Man darf spekulieren. Die Frau scheint sich zwar in den Jungen, dessen eine Gesichtshälfte an einen Renaissanceprinzen und die andere an einen Aussätzigen erinnert, zu verlieben, aber solche Interpretation ist wohl zu profan oder handfest für das sich im Ungewissen verlierende Geschehen. Denn mehr als den Wunsch, „das Haus seiner Grossmutter in Penzance und mein verlorenes Sommerhaus zu einem Doppelhaus zusammenzufügen“, also die beiden Erinnerungswelten zu vereinen, äussert das Ich nicht. Dazu passend verschwindet der Junge eines Tages unangekündigt und lässt möglicherweise ein weisses Fahrrad auf der Brücke zurück.

Auch das Potenzial der vulkanisch und durchaus dramatisch unterlegten Flugstille verpufft irgendwie ungenutzt. Eines Tages lärmen die Flieger wieder über den Himmel und der ist wie vorher. War da mal irgendwo Panik, wie es der Titel nahelegt, hat sie etwas ausgelöst? Ich habe es nicht bemerkt.

Ich versuche es auf einer anderen Ebene. Die Kapitelüberschriften „Low Water“, „High Water“ nehmen Bezug auf die durch die Gezeiten sich verändernde Themse, wo sich die beiden Hauptpersonen auf der Brücke begegnen. Eine Korrespondenz zwischen „low“ bzw. „high“ und bedrückenden bzw. erfreulichen Inhalten der Erinnerungsgeschichten ist nicht zu erkennen. Vielleicht ist alles Geschehen symbolisch zu deuten und meine Versuche, den Hauptpersonen konkrete Eigenschaften, Leidenschaften und ein auf die Gegenwart bezogenes Innenleben zuzuordnen, sind Blindgänger. Der Fluss als Symbol, ‚Panta rhei‘, der ewig fließende und alles verändernde Sog der Zeit, konturenlos, leidenschaftslos? In dem Erinnerungen das einzig Substanzielle, einzig Verbindende, einzig Verlässliche sind? Und Konkretes, Zukünftiges wie Wasser vergeht? Die Brücke als die Verbindung zweier Welten/Seelen? Das zweigeteilte Gesicht des Jungen – Symbol einer alles umgreifenden Dualität, mit Entsprechungen in den Motiven Flut/Ebbe, Vergangenheit/Gegenwart, Leben/Tod, Mann/Frau, Lärm/Stille? Auch dieser Ansatz befriedigt mich nicht. Zurück bleibt Ratlosigkeit.

Vielleicht muss ich meine Reaktion auf das Buch von einer anderen Seite her angehen. Ich habe kürzlich Jenny Erpenbeck gelesen, und Katja Petrovskaja. Auch sie erzählen von der Vergangenheit, von wiederbelebten Erinnerungen. Die beiden Autorinnen verarbeiten Einzel- und Familienschicksale und Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts hochliterarisch und so, dass es uns voll unter die Haut geht. Unser Mitgefühl, unsere Empathie wird geweckt, wir erleben echte, blutvolle Menschen, keine blassen Schemen. Vielleicht hatte ich danach einfach Mühe, mich lesend auf die Luxusbefindlichkeit des hypersensiblen Erzähl-Ichs und ihre Flucht in einen idyllisierenden Erinnerungsmythos einzulassen, trotz den unbestritten hohen literarischen Qualitäten des Romans. Dann wäre es einfach nur mein Problem.